

Erzähler vom Westerwald

Hachenburger Tageblatt

Tägliche Nachrichten

für die Gesamtinteressen des Westerwaldgebiets

Mit der Monatsbeilage: Ratgeber für
Landwirtschaft, Obst- und Gartenbau.
Druck und Verlag der Buchdruckerei
Th. Kirchhölzl in Hachenburg.

Mit der achtseitigen Wochenbeilage
Illustriertes Sonntagsblatt.
Kaufpreis für Drahtnachrichten:
Erzähler Hachenburg, Fernruf Nr. 72

122

Erscheint an allen Werktagen.
Verkaufspreis: vierteljährlich 1.80 M.,
monatlich 60 Pf. (ohne Bringerlohn).

Hachenburg, Samstag den 26. Mai 1917.

Anzeigenpreis (zahlung im voraus):
die sechsgespaltene Zeile oder deren
Raum 15 Pf., die Restzeile 40 Pf.

9. Jahrg.

Zweites Blatt.

Das Wirken des Geistes.

Von Pfarrer Alfred Fischer, Berlin.

Als Moses sein Volk verlassen mußte, hinterließ er das Gesetz. Als Mohammed starb, blieb den Seinen das Buch des Koran. Als Jesus diese Erde verließ, gab seinen Jüngern den Geist zum Erbe. Am Gesetz hat die jüdische Volk sich selbst erhalten, aber eine Menschheitsbewegung ist von ihm nicht ausgegangen. Der Islam ergreift Gebiete der Erde seinen Anhängern durch Gewalt unterworfen und in Verführung genommen mit dem göttlichen Geist hat er eine rasch wieder versinkende Welt, wie eine Kata morgana, erzeugt, brennend sind ihm die Länder verkleinert und verlandet. Nur vom Christentum ist eine Unruhe in die Menschenwelt gekommen, die in Leben und Bewegung erhält. Wie ist das geschehen?

Nicht mit den Formeln eines Gesetzes, nicht mit den Lehren einer Schrift, sondern mit einer Forderung ist das Christentum durch die Völkerwelt gegangen: Glaubt an den heiligen Geist! Was heißt das? Das heißt es: daß eine lebendige Verbindung besteht zwischen dem göttlichen Geist und der Menschheit. Glaubt, daß Menschen vor allem Geisteswesen sind, daß die geistigen Güter: Wahrheit, Wissen, Liebe, Gutes, Schönheit, mehr sind, als was den Augen, dem Fleisch, der Kraftgefühle Lust bereitet. Die Seele ist die Hauptkraft. Was hüffe es dem Menschen, wenn er die ganze menschliche und nütze doch Schaden an seiner Seele, daß der Abfall von diesem Geiste, das Verleugern oder Zurücktreten ins bloß Irdische, Sündhaftes und erkennet, daß das Sünde ist!

Die geistliche Vortragskraft, vom Geist ist die Kirche unter den Völkern getreten und hat in immer neuen Sprachen Lehren sie verkündet von einem Jahrhundert zum nächsten und wird nicht aufhören, solange die Erde steht. Ihr sind die Völker zum Eigenbewußtsein erwacht, haben sich besonnen auf die in ihnen ruhenden Kräfte der Fähigkeiten. Aus ihnen erhoben sich die Geister, die Lehren der Gottheit wie des Menschenwesens erhellten, Sprache und Umgang der Volksgenossen erhellten, neue, eigene Formen, fühlbar erhoben sich die Dome der Völker Gottes und der Mächtigen, Staaten formten und Könige erstiegen den Thron. Sie führten die Völker gegeneinander zum Kriege und in Kampf und Kampf gegen das Fremde, wie im Wachstum des Lebens und Könnens erhoben sich die Völker zu Nationen, die sich zusammengehörig fühlten.

Ein Volk vermochte das nicht! Immer wieder wurde die fremde Welt als Heeresmacht, als fremde Sitten und Gewohnheiten über das Volk hin und ließ es zur Befinnung kommen und zur eigenen Art nicht kommen. Dennoch hat ihm die höhere Stufe der Menschheit unter dem Auf des Geistes des Christentums, die über das Selbstbewußtsein der Völker hinaus führte zum Selbstbewußtsein und zur Freiheit des einzelnen Menschen. Auch du ein Geisteswesen, ob in der Bauernhütte oder im Adelsstolz, ob im Priesterkleide oder im Kalten — so hast auch du persönlich die lebendige Verbindung mit dem ewigen Gott und hast selbst den Kampf geführt in deinem, wie immer kleiner, Leben gegen die Mächte, Fleischlust und hoffärtiges Wesen. Aus der Freiheit, aus dem Volksgang tritt der Einzelne hervor mit seinem Recht auf sich selbst und mit seiner Verantwortung für das Ganze hervor — das ist im deutschen Volk geschehen. Aus diesen Einzelmenschen aber erstreckt sich der Geist der Völker, der neue Staat, in dem es geht und steht in dieser eiserne Zeit daheim und draußen: Alle für einen und einer für alle. Das ist das ferne, das leuchtende Ideal des Christentums aufgestellt, ein Ideal, das durch blutigen Überfall und harten Zwang erreicht wurde, nicht durch Botschaften und Worten, Parteiungen und Friedenskonferenzen herabgezwungen werden, sondern durch richtunggebend der Menschheit vorgelebt, wie die einzelnen dem Staat und der Welt einzuweisen, so ein jedes Volk den Völkern, und jeder Mensch dem einen Geist der Wahrheit, der Schönheit und des Guten — aus der Menschenwelt soll die Menschheit

sofortweit heißen kann: Ein Leib, ein Geist, ein Herz, ein Gott und Vater unser aller!

Der Ruf der Sehnsucht.

Büchlerzählung von Käthe Lubowski.

Die schöne, elegante Hilde Nemes ließ den kleinen, alterlichen Schuh geschickt auf der Spitze des Fußes tanzen und gabte dabei herzhaft auf. „Langweilig...“ Und griff lässig nach den goldgelben Krümmen des feinen Zigarettenbuchs, die auf dem weißen Damasttisch zerstreut lagen, und bombardierte gegen den wilden Wein, auf dessen zartgrünen Blättern kleine Fliegen geschäftig hin- und her krochen.

Hilde Nemes hatte wirklich durch den großen, heiligen Krieg viel verloren! Ihr Vater arbeitete seit seinem Ausbruch mit fieberhafter Pflichttreue im roten Kreuz, weil er zu alt und gebrechlich war, um noch das Schwert in der Front zu führen. Die feine, zarte Mutter war seit drei Jahren tot, und Großmama — hielt zündende Vorträge über die Nochnut in der Kriegszeit. Was blieb ihr aber zu tun übrig?

Überall drängten sich die Helferinnen zu dem Werk der Liebe und Barmherzigkeit. Sie hätte nur die oder jener Eifrigen ein sehnlichst erbetenes Pfändchen fortgenommen. Und so ungeschicklich war sie eben nicht! Hier im Hause gab es auch nichts für sie zu tun. Die beiden Dienstmädchen arbeiteten seit einem Jahrzehnt ruhig und gleichmäßig nebeneinander hin, und würden einfach den Kopf geschüttelt haben, wenn die schöne, elegante Hilde sich plötzlich in ihre Angelegenheiten eingemischt hätte. Also... Liebesgaben mochte sie auch nicht mehr packen. Einmal hatte sie es versucht. Ein großes, feines Paket an einen ihr bekannten Offizier zur beliebigen Verteilung gelangt. Es war nur ein Mißgriff gewesen. Voll komischen Entsetzens hatte er ihr den Empfang bestätigt. „Nun hat mit den Ihren jeder meiner Kräfte jedes Wort Pulswärmer.“ Da war es doch ein Wahnwitz, noch mehr zu stricken und zu senden.

Ja, was hatte sie denn nun aber verloren? Nun, sehr viel! Die bunte, anregende Geselligkeit in ihres Vaters Hause — das Heer der Gutmacher — die Schar der Freundinnen! — Sie stand jetzt ganz allein. Und es gab nichts für sie zu schaffen, keinen Platz auszufüllen, der etwa leer gewesen wäre.

Und es war doch Matenzeit und die Bäume trieben Knospen, und die Aaskanten reckten die weichen, lichten Ähren an. Und auch in ihrer jungen Seele schlummerte eine Sehnsucht, über welche sie sich keine Rechenschaft zu geben vermochte. — Nun war in drei Tagen das Fest der Pfingsten erreicht. Davor graute es Hilde Nemes. An diesem Tage hatte nämlich, seitdem sie erwachsen war, allemal eine entzückende Partie stattgefunden.

O, war das herrlich gewesen! Vater hatte ein paar Bogen bestellt, und darauf war das junge Volk — die Freundinnen, sie und die Vreburger Gulanen — in den nahen Wald gefahren. Wie ein Märchen nutete sie diese Erinnerung an. Jetzt war das alles verweht. Niemand redete von einem Vergnügen. Niemand klagte über stille Zeit. Jedes hatte nur denselben großen, heißen Wunsch: Frieden — Frieden!

Hilde Nemes hatte noch keine heiße, tiefe Liebe gehabt. Ihr gefielen sämtliche Gulanen der benachbarten Garnison ausgezeichnet. Sie wußte darum auch niemand, für den sie besonders gezittert hätte. Jedem einzelnen wünschte sie ein Heimkommen — und es war doch nicht mehr möglich. Viele von ihnen ruhten schon irgendwo. Sie schauerte zusammen. Die blauen, goldigen Krümmen entliefen ihrer Rechten.

Wie entsetzlich war das alles, wie ansichtslos das Gräben über Erde und Glück. — Glück, gab es das überhaupt? War es nicht alles Einbildung, Langeweile, Überdruß? Sie glaubte nicht mehr an Seligkeiten, seitdem sie seit langen Monaten in ihrem Leben nicht das geringste Ereignis hatte. Keiner der lustigen Gulanen hatte ihr jemals geschrieben, keiner davon gesagt, daß er Sehnsucht nach ihr empfinde. Und so viele hatten doch in stillen Stunden oder in den mitternachtlichen Wintergärten nach einem wilden Tanz ihr Wunderfahnen in das Ohr geküßelt. Warum waren sie jetzt plötzlich so schweigsam geworden? Oft genug hatte sie sich bereits die Frage vorgelegt. Und war zuerst in ihrem Herzen ein Verwundern darüber gewesen, so lebte jetzt seit langem eine starke Verbitterung in ihr, daß man sie so schnell vergessen konnte.

Sie wußte sich keinen Grund dafür! Und ward müde und blaß über allem Mühsiggang, und gabte weiter und sah mit hochgezogenen Ähren fröstelnd über die seine Stiderei geneigt, die doch nicht den geringsten höheren Zweck hatte.

Oft genug beneidete sie das stille, ernste Stubsmädchen. Die hatte einen Bruder draußen. Sie erzählte zuweilen von ihm. Jung, tapfer, stark, froh war er hinausgezogen, von seinem jungen Weibe fort in den Kampf. Und jetzt wußte sie seit Wochen nichts von ihm. Und sie warteten und spähten in den Verlustlisten, und die Hilde Winna ließ jeden Sonntag in das prachtvoll eingerichtete

städtische Lazarett und erkundigte sich, ob er nicht vielleicht unter den eingelieferten Verwundeten sei.

Man lächelte bereits über sie. Es war ihr zur fixen Idee geworden. Aber eines Tages lächelte man nicht mehr. Da kam sie und sagte mit liegendem Atem, daß wirklich ihr Bruder dort liege und — sterben wolle. Auch von seinem heißen, letzten Wunsch redete sie, kaum verständlich, aber doch so lange und so jammervoll, bis Hilde Nemes alles begriff: er war als Blinder aus dem Besten zurückgekommen. Und seine innere Verletzung, die er außerdem noch erhalten, würde seinen baldigen Tod herbeiführen. Nun wünschte er sich voll glühenden Verlangens sein junges Weib herbei, und das stille, erschütterte Mädchen sagte wie im Traum:

Sie hat lust so weiche Hände gehabt, wie das gnädige Fräulein, und die Stimme war ebenso — so klingend, und ich denke, wenn er das gnädige Fräulein hören würde, dann müßte er denken, sie wär's — seine Frau!

Es war so natürlich eine ganz dumme Rede. Und Hilde Nemes tat auch, als hätte sie überhaupt kaum gehört. Als aber ein neuer Tag kam und das Pfingstfest brach, und das stille Mädchen wiederum berichtete: „Heute muß es noch mit ihm zu Ende gehen. Und seine junge Frau kann doch nicht kommen, sie erwartet ja ihr erstes Kindchen! Aber er weiß das nicht mehr so genau und schreibt noch ihr.“ Da gab sich Hilde Nemes einen Ruck und sagte leise und schnell: „Marie, ich möchte schon zu ihm; aber nicht wahr, wir halten es geheim.“

So kam Hilde Nemes in das große, herrlich eingerichtete Lazarett, in dem die blinden Soldaten sterben wollten. Und sie stand, erschüttert und benommen von dem bleichen, edlen, jungen Gesicht, und wagte sich nicht näher, und hörte doch mit einem zunehmenden Bittern den Ruf der Sehnsucht aus dem bleichen Männermund — und hand plötzlich an seinem Lager und legte ihre Hände auf die feinen und duldete seinen fieberhaften Druck. Und hörte zum erstenmal, wie Liebe — tut.

Du — du — köst immer gepöfert — warst immer mein Glück... Ich danke dir, du... du... du...!

Dann rückte er auf — aber ihre Hände ließ er nicht. Und sie stand stumm und bezwungen — und zerklüftet von der Größe dieser Liebe, und fühlte den Tod und fühlte doch das stutende Leben in sich. Und sank in die Arme und betete am Sterbelager dieses ihr bis dahin gänzlich Unbekannten, und schaute sich in ganz brennendem Weh, daß sie so lange blind und taub ihren Weg gegangen war. Und richtete ihre Blicke gen Himmel und ersuchte Kraft für das, was sie zu tun vorhatte.

Ja, was war dies denn nur? Wier und fraus schossen ihre Gedanken vorläufig noch hinter der weißen, glatten Stirn hin und her. Aber ihre junge, erschütterte Seele fühlte schon, daß sich einer daraus zum Licht hervorringen würde.

Helfen — helfen — wo es nottut! Liebe schütten, überall, damit es ein Pfingsten geben kann, das alles Nützliche verkörpert und veredelt.

Und der blinde, tote Held, dem sie ein letztes großes Glück gegeben hatte, weil sie die weichen Hände seiner geliebten jungen Frau und ihre süße Stimme besaß, stand als Geist auf dem Wege, den sie gehen wollte, und lächelte ihr zu.

Da fand sie an diesem stillen Festtage auf ihrem öden Lebenswege einen leuchtenden, weitgeöffneten Himmel...

Deutsche Pfingstsitten.

Was die Lanne dem Christen ist, das ist — wenn auch nicht in ganz so wichtiger Bedeutung — in friedlichen Zeiten die Maie dem deutschen Pfingstfeste. Maie oder Maibaum nennt man die Birke, weil das Pfingstfest gewöhnlich in den Monat Mai fällt. Zweifellos ist die Birke als Pfingstbaum viel älter als die Lanne als Weibnachtsbaum; heißt es ja schon im 118. Psalm: „Schmücket das Fest mit Maie.“ Ob darunter gerade Birken gemeint sind, ist freilich zweifelhaft. Jedenfalls wurde von den alten Deutschen die Birke als der Baum des Frühlings betrachtet; sie schmückten mit Birkenzweigen Haus und Garten zum Zeichen, daß die guten Götter die bösen Wintertriebe bezwungen haben.

Am Maibaum wurden im Mittelalter auf dem Anger Spiele ausgeführt, und der altherwürdige „Pfingstocher“, mit Birkenzweigen geschmückt, hatte viel Geltung. Im Thüringer Wald gibt es noch uralte Pfingstspiele. Eins davon betrifft das „Laubmännchen“. Ein Knabe wird mit jungem Birken- und Buchengrün bedeckt, daß an ihm nur die Füße und zwei kleine Löcher für die Augen zu sehen sind. Aber Kopf des „Laubmännchens“ sind die Zweige zusammengebunden. Unter Abfragen verschiedener Reime wird der Junge von einem Geschütz zum andern geführt, wobei allerhand schmachhafte Dinge wie Eier, Wurst, Speck usw. eingebracht werden. — An das „Laubmännchen“ erinnert die „Pfingstbraut“ („Laubkönig“), wobei ein hübsch geschmücktes Mädchen von ebenfalls mit Bändern, Schleifen, goldenen Sternen und Kronen geschmückten Säulmädchen am frühen Morgen des dritten Pfingstfesttags umhergeführt wird. Natürlich wird auch hierbei gelungen und manche Gabe in Empfang genommen. — In Sachsen

kennt man den „Kobett“. Burichen und Mädchen stellen sich in einer gewissen Entfernung um einen aufgestellten Reitenbaum und gehen auf ein Zeichen der Musik auf diesen zu. Dasjenige Paar nun, das zuerst beim Baum anlangt, soll noch in dem gleichen Jahr heiraten. — In Almenau und einigen Orten Hessens werden zu Pfingsten zu Ehren der „Quellengeister“ die Brunnen bekränzt. — Der „Maibaum“ ist im Jeverlande ein alter Brauch. Eine schöne Birke, die mit Flaggen und Kränzen geschmückt ist, wird als Pfingstwahrzeichen einer Bauerngemeinde zu Pfingsten aufgestellt, mit Striden festgebunden und des Nachts von Burichen bewacht. Die Glieder der einen Gemeinde müssen nun während der Nacht versuchen, den Pfingstbaum der anderen Gemeinde in einem unbewachten Augenblick zu stehlen. Mit großem Pomp wird dann der gestohlene Maibaum zurückgebracht, wobei eine Musikkapelle spielt und die Herren Diebe mit ihren Schätzen in zwei mit frischem Grün geschmückten Wagen die Begleitung geben. Die Bauernschaft, die sich den Baum entwenden ließ, hat eine Tonne Bier zu spendieren, worauf sie wieder ihren Maibaum erhält. Bei diesem originellen Pfingstbrauch gibt es natürlich viel Spaß und Rederei!

In diesem Jahre werden die alten Pfingstfitten allerdings nur eine geringe Rolle spielen. Denn der gewaltige Krieg läßt keine Zeit, an etwas anderes zu denken als an die Sicherheit des Vaterlandes und die Gewißheit des Durchhaltens. M. D.

Bunte Zeitung.

Kriegsorgen der Selbstmörder. Einen hübschen Scherz erzählt eine Bremer Zeitung: Ein Lebensüberdrüssiger verdrückt sich in einer Apotheke Zyanankali, um sich den Tod zu geben. Vergeblich wartet er bis zum nächsten Morgen auf die Wirkung des „starken Giftes“. Dann läßt er die Reste des Giftstoffes prüfen, und es stellt sich heraus, daß es Kriegs-Zyanankali-Erlaß war. Da kauft er sich einen Strid und hängt sich am Fensterkreuz auf. Der Strid reißt jedoch; der war aus Papier. Das zweimalige Wäklingen des Selbstmörders betrachtet der Mann als einen Wink des Schicksals. Neue Lebenslust erfährt ihn. Er geht in eine Speisewirtschaft und läßt sich ein Gulasch geben. Zwei Stunden später war er tot.

Ein Vergessener. Wie wichtig und flüchtig irdischer Ruhm ist, hat wohl selten jemand in solchem Maße an sich selbst erfahren müssen wie der jetzt in Nizza verlebende ehemalige Oberbefehlshaber des serbischen Heeres Boimod (Fürst) Putnik. Er, der während der letzten Balkankriege als einer der größten Helden und besten Köpfe der Balkanländer gefeiert wurde und auch tatsächlich ein ungewöhnlich begabter Mann war, ist im Laufe des Weltkrieges vollständig in Vergessenheit geraten und mußte, obwohl er seit Jahren ein schwerkranker Mann war, seine letzten Lebensstage in einem vielleicht nicht ganz freiwillig gewählten Exil verbringen. Als Sohn eines aus dem ungarischen Banat in Serbien eingewanderten Lehrers geboren, trat Putnik, der persönlich anspruchslos bis zum Äußersten war, früh in die Armee ein. Die Reform des serbischen Heeres ist mit seiner Person aufs engste verknüpft, und die Soldaten hingen mit grenzenloser Verehrung an ihm. Beim Abbruch der Beziehungen zwischen der Donaumonarchie und Serbien hatte Putnik das Recht als Badegast auf österreichischem Boden zu befinden. Er wurde damals, wie man sich erinnern dürfte, festgenommen, bald aber auf direkte Veranlassung des ritterlichen Kaisers Franz Joseph wieder freigelassen.

Ohrring mit den Ohrringen! Die Goldschmiedung der Reichsbank hat offenbar einen guten Erfolg gehabt, wenn wir auch noch keine Abrechnungen bekommen haben. Man sieht zahlreiche Leute mit schwarzen Eisenketten. Aber es liegt in der Natur der Sache, daß die Bewegung allmählich abflaut, was zu bebauern wäre. Wir geben deshalb eine Anregung wieder, die in mehr als einer Hinsicht einen Fortschritt verspricht. Unter all den Goldschmieden, die getragen werden, sind die überflüssigsten gewiß die Ohrringel. Anderer Schmuck, Fingerringe, Armbänder, Uhrketten, Halsketten, Diademe, werden wohl immer getragen werden, und wir werden dergleichen an unseren Frauen nach dem Kriege gewiß wieder gern sehen. Aber die Ohrringel sollten abgekauft werden. Dieser Schmuck, zu dessen Anbringung das Ohrschloß durchbohrt werden muß, erinnert an Gewohnheiten wilder Völkerstämme. Offenbar liegt hier ein letzter Rest von alten Schmuckstücken der Vorzeit vor. Andere, wie die Halsketten, die strotzenden Fingerringe und Fußketten, gegen die die Propheten des Alten Testaments eiferten, sind bei uns längst geschwunden, auch gibt es jetzt schon viele Frauen, die den „Ohrringel“ verschmähen, und andere tragen ihn nur noch, weil sie ihn einmal besitzen. Übrigens ist auch viel veralteter und geschmackloser Schmuck darunter. Es wäre vom Standpunkt der Kultur sehr erwünscht, wenn der Krieg auch hierin läuternd wirkte. Also fort mit den Ohrringen! Möge sich in Zukunft die deutsche Frau durch den Verzicht auf diese veralteten, barbarischen Schmuckstücke vor allen anderen Völkern auszeichnen. Es wird ihr ein Ehrenkittel sein, daß sie in schwerer Kriegszeit zum Wohl des Vaterlandes sich dieser Geschmackslosigkeit entäußert hat. Wenn man bedenkt, daß das Deutsche Reich rund 35 Millionen weibliche Wesen zählt, von denen manche auch doppelte und mehrfache wertvolle „Garnituren“ besitzen, so kann durch die Einschmelzung dieses Goldes eine recht erhebliche Summe zusammenkommen. Man mache also getrost den Anfang selbst und wirke in Bekanntenkreisen. Diejenigen Frauen, die vernünftiger Zusprache zum Trost nach noch an ihren Ohrringen festhalten, werden sich bald dem Verbot ausbeugen, daß sie unechte Ringe tragen, die nicht abgegeben werden können.

Kanonendonner und Regentwetter. Frankreich leidet unter einem recht kalten Frühling; Regen, Sturmwind und Nachfröste geben der Jahreszeit das Gepräge. Das Publikum erklärt sich das anhaltend schlechte Wetter in seiner Weise, indem es behauptet, daß zwischen den Perioden niedrigsten Luftdruckes und den großen Artilleriekämpfen ein gewisser Zusammenhang bestehe. Die Wetterkunde des Volkes ist bekanntlich auf Feststellungen solcher Art aufgebaut und läßt sich von der zünftigen Wissenschaft, die ja alles besser weiß, nicht irremachen. Vorsichtige Leute, die es mit der Wissenschaft nicht ganz verderben wollen, haben sich aber, wie französische Blätter berichten, an die Meteorologen gewandt, um in Erfahrung zu

bringen, ob zwischen dem furchtbaren Kanonendonner, der jetzt schon seit Wochen die Luft erschüttert, und dem ungewöhnlich schlechten Wetter wirklich Beziehungen irgend welcher Art nachweisbar sind. Viel war aus den „Wettermachern“ nicht herauszukommen. Einige beriefen sich mit vieldeutigem Aberglauben auf ein furchtbares Amt- und Berufsgeheimnis, das ihnen verbiete, über Dinge, die die Landesverteidigung betrafen, sich zu äußern, wobei man zum erstenmal erfuhr, daß auch das Wetter zur Landesverteidigung gehört. Zu einer bündigen Antwort verstand sich nur der Direktor des Pariser Wetterbureaus: „Es besteht kein Zusammenhang zwischen den Artilleriekämpfen und dem schlechten Wetter“, sagte er. „Die Statistiken beweisen, daß das Wetter in einigen Perioden stürkster Beziehungen wunderschön und während einiger Perioden vollständiger Ruhe an der Front miserabel war. Der Krieg hat an den mehr oder minder klaren Gegeben, die dem Wetter seine Richtung geben, nichts geändert.“

Der Herr Chauffeur. Unter der Spitzmarke: „Die Kräfte der Straße“ erzählt ein englisches Wochenblatt folgendes Geschichtchen aus London: In West-End sah man dieser Tage ein leeres Auto, das mit offenem Wagenschlag durch die Straßen rasste. Mehrere Passanten hatten schon den Versuch gemacht, den Fahrer durch Zurufe auf die offene Tür aufmerksam zu machen, ohne ihren Zweck zu erreichen. Endlich fand sich ein Schuttmann, der das Auto durch das bekante Haltezeichen zum Stehen brachte. „Was ist denn los?“ fragte halb entrüstet, halb verwundert der Fahrer. — „Was los ist? Ihr Wagenschlag ist aufgesprungen. Hören Sie denn nicht, daß die Passanten Ihnen zurufen und laut pfeifen, um Ihre Aufmerksamkeit zu erregen?“ — „Was! Warum der Lärm?“ sagte der Fahrer. „Ja, habe sehr gut gehört, aber ich glaube, daß es nur Leute wären, die einsteigen und sich fahren lassen wollten, und das paßt mir gerade nicht!“

Neuigkeiten für die Speisefarte. Feinschmecker werden nachstehende Stelle aus einem Aufsatz von Arthur Feldhaus, die vom — Berliner Polizeipräsident mitgeteilt wird, mit großem Vergnügen lesen: „Diejenigen, die es schon gegessen haben, werden wohl mit mir versichern, daß das Fleisch der jungen Saat-, Raben- und Rebekkrähen außerordentlich wohlschmeckend ist. Sie erinnern, gebeten, an junge Tauben. Man darf aber eine Kräh nicht rupfen, sondern muß mit einem kleinen Messer den Hals (Haut) abziehen. Unter der Haut ist meist sehr viel Fett abgelagert, besonders sind im Herbst die Krähen sehr fett. Es wäre aber gerade zur Jetztzeit (Mai—Juni), wo die jungen Krähen flügge sind, sehr empfehlenswert, die jungen Saatkrähen, besonders in den Krähensolonien, wo sie zu Hunderten und Tausenden angetroffen werden, von den Dörfern herunterzufahren und den schädlichen Räuber und unverschämten Körnerfresser in die Bratpfanne wandern zu lassen. Ich kenne gutsituierte Jäger- und Försterfamilien, die den Dachs gewässert sehr gern essen, und bei denen die Jungkrähe auch in diesem Jahre fehlt. Daher, Elstern sind auch zu genießen, ebenfalls Eichelhäherchen.“ An Mannigfaltigkeit wird also die Speisefarte der Zukunft nichts zu wünschen übrig lassen.

Neue wirtschaftliche Quellen.

Von den verschiedenen Richtlinien, die zur Bekämpfung unserer Nahrungsnot eingeschlagen worden sind, verdient größte Beachtung eine durchgreifend allgemeine Kaninchenzucht. Wenn jede Familie des deutschen Volkes sich einige Kaninchen züchtet, so ist die Fleischnot innerhalb Jahresfrist beseitigt. Auch nach dem Krieg werden sich die Wohlhaben dieses gemeinnützigen Vorschlages geltend machen. Man unterscheidet Kaninchenzucht und Kaninchenmast. Mit Kaninchenmast kann und muß sich jede Familie beschäftigen, weil es das vaterländische Interesse erfordert. Man braucht hierzu nur einen Stall, der sich in jedem Hofe, auf Gartenverandas, in jedem Winkel ausstellen läßt.

Die Aufzucht eines Jungkaninchens bis zur Schlachtreife erfordert wenig Mühe. Ist ein Tier genügend schwer und fett, so schlachtet man es und besetzt den Stall sofort wieder mit einem Jungtier. Auf diese Weise erhält man für geringe Mühe, als Entgelt für Gemütsruhe und Tischabfälle von Zeit zu Zeit einen billigen saftigen Braten.

Ist diese Kaninchenmast allgemein eingeführt, so ist dem Nahrungungsplan unserer Feinde ein wirkungsvolles Hindernis geschaffen.

Mit Kaninchenzucht jedoch sollen sich hauptsächlich solche Leute beschäftigen, denen genügend Platz und Futtermittel zur Verfügung stehen. Besonders unsere Landwirte müssen hierfür interessiert werden. In Belgien bestehen seit Jahrzehnten Kaninchenmärkte, wo sich die Stadtbevölkerung ständig billige Jungtiere zur Mast erwerben kann. Die Einführung dieser Einrichtung wäre auch bei uns sehr wertvoll. Es gehen an Wegen und Stegen, in Wald und Wiese, im Felde und Garten noch viele Futtermittel verloren, die in Millionen von Pfund Kaninchenfleisch umgewandelt werden können. Vorteilhaft verwendet man zum Füttern Tischabfälle, Gemüsereste, Kartoffel- und Rübenschnitten, Kaffeesatz, abgebrühte Teeblätter, Gras, Heu, Stroh, Rüben, Gerstenschrot, Kleie, Unkraut, Brennnessel, Blätter in frischem und getrocknetem Zustande, belaubte Zweige aller Laubbäume z. B. Birken, Alazien, Eichen, Buchen, Erlen, Esben, Weiden usw., auch von Nadelbäumen, Tannen und Fichten. Man kann durch Füttern bestimmter Pflanzen dem Fleisch verschiedenartigen Geschma beibringen. Durch gutes Trocknen aller vorbeschriebenen Futtermittel kann man auch einen Wintervorrat schaffen. Das Kaninchenfleisch ist sehr wohlschmeckend, weiß und zart. Es kann wie jedes andere Fleisch zubereitet werden, z. B. gebraten, gedünstet, mariniert, zu Suppen, Pasteten, Ragout, Wurst, Konseroen, Suppenwürfel usw.

Der Nährwert des Kaninchenfleisches übertrifft bei weitem Schweine- und Kalbfleisch sowie Geflügel.

Der Stall muß trocken, zugfrei, hell und luftig sein. Ferner muß er leicht zu reinigen und waschen sein. Holzkisten in Ställe umzuwandeln, ist nicht empfehlenswert, da große Nachteile zum Schaden des Kaninchenhalters entstehen können. Besonders in Städten der Raum eng begrenzt ist, wo die Aufstellung von Ställen in Höfen, Dächern, Verandas und dergl. unmöglich, dürfen nur hygienisch einwandfreie Ställe Anwendung finden. Die Anschaffung eines brauchfertigen soliden Stalles ist unerlässlich.

In neuerer Zeit werden Patentställe aus Stroh auf den Markt gebracht, welche den Anforderungen in jeder Hinsicht vollkommen entsprechen.

Als Streu verwendet man Stroh, Holzspäne, Papierschnitzel, Papierwolle, Sägemehl, getrocknete Blätter usw.

Der Dung ist sehr wertvoll. Wer einen Garten besitzt legt mit gutem Erfolg einen Komposthaufen an. Andre liefern solchen an Gartenbesitzer ab, wo öfters etwas Futter abfällt. Die Verwendung von Kaninchenfelle in der Industrie hat riesigen Umfang angenommen und steigert sich täglich. Besonders militärische Zwecke, zur Herstellung von Verkleidungsschülern, Westen, Handschuhen, Stiefelsohlen, Stoffen werden größere Posten beansprucht. Diese Kaninchenfelle werden, wenn alles an der Erreichung einer gemeinen Kaninchenzucht mithilft.

Um den hohen Wert der Felle zu kennzeichnen, erwähnt, daß Kaninchenfelle in erster Linie für Kaninchenzucht der neugegründeten Kriegsfell-Altiengefellgesellschaft Die einzelnen Ziele derselben besagen:

Neben der Gewinnung von Leder für die verschiedenartigen militärischen Zwecke kommen die Felle zur Verarbeitung zu Handschuhen, Muffen, Westen usw. Betracht. Das von Heer und Marine nicht benutzte Leder wird zur Streckung des Zioilbedarfs dienen.

Die angestellten Gerbereiverbuche haben gute Erfolge gezeitigt. Ebenso sind Versuche mit sogenanntem Gerberwolle zu Spinnereizwecken gut ausgefallen. Überdies werden die Felle, die sich nicht zur Verarbeitung eignen, dem Rauchwarenhandel zugewandt werden. Mit der Beschlagnahme der Kaninchenzucht und der Regelung des Verkehrs mit ihnen wird gleichzeitig der Zweck verfolgt, die Kaninchenzucht zu heben. Dementsprechend werden die Preise für Kaninchenfelle verhältnismäßig hoch bemessen sein, um die Züchter einer pfleglichen Behandlung der Felle anzubieten.

Auch im Interesse der Volksernährung verdienen auf die Förderung und Verbesserung der Kaninchenzucht hinielenden Bestrebungen Unterstützung. Bei einer bewußten Hebung dieser Zucht kann in absehbarer mit einer erheblich gesteigerten Erzeugung von Kaninchenfleisch gerechnet werden. Der Zioilbedarf von Kaninchenfleisch ist besonders groß, da eine unermeßliche Anzahl Bekleidungsstücke und Gegenstände daraus angefertigt werden. Sie eignen sich zur Herstellung von Schuhen, Pantoffeln, Pelzgarnituren, Mäntel, Umhänge, Unterkleider, Futter, Bettvorlagen, Mützen, Besatz, Handschuhe, Markttaschen, Aktenmappen, Zigaretten usw.

Minderwertige Felle geben noch immer Fensterputz oder werden in der Leinenfabrikation verwendet. Kaninchenhaare sind ein vorzügliches Füllmaterial für Kissen, auch gebraucht man diese zur Fabrikation von Teppichen. Aus den Haaren der Angorakaninchen wird ein feines Spinnstoff hergestellt, das zu Socken, Strümpfen, Handschuhen und dergl. sich eignet.

Viele Industrien könnten voll beschäftigt werden. Anzahl neue entstehen, wenn genügend Felle und Haare erzeugt werden. Es darf aus diesem Grunde kein Kaninchen verloren gehen. Leider gehen aber noch viele Kaninchen infolge unrichtiger Behandlung. Man sieht noch immer, daß Felle zum Trocknen mit Heu und Stroh aufgedeckt werden. Auf diese Art getrocknete Felle sind für den Handel wertlos. Auch werden viele an der Sonne getrocknet, diese Felle sind verdorben. Die richtige Behandlung der Felle ist sehr einfach und muß beachtet werden.

Von dem frisch abgezogenen Felle werden Kopf, Hals und Füße entfernt. Alsdann spanne man das Fell auf ein Brettchen, welches so groß ist, daß es das Fell gespannt auseinander hält. Nun sehe man zu, daß nirgends Falten schlägt. Die Haarseite kommt nach außen, die Fettseite nach außen. Jetzt hängt man es an einen trockenen, luftigen Platz auf. Sonnige Stellen meiden. Ist das Fell gut getrocknet, so wird es leicht geliefert. Hat man mehrere Felle zu verkaufen oder zu versenden, so legt man stets Haarseite gegen Haarseite unsere Feinde, Frankreich, Belgien, Rußland haben ihre Kaninchenzucht jährlich hunderte Millionen deutsches Geld herausgeholt durch Verkauf von Kaninchenfellen. Dieses Geld muß in Deutschland dem deutschen Nationalvermögen erhalten bleiben. Ist Kaninchenzucht eine vaterländische Pflicht. Die Kaninchenzucht und Grundlagen, die zu einer allgemeinen Kaninchenzucht nötig sind, liegen in oben genannten Ländern nicht günstiger wie in Deutschland. Im Gegensatz zu Deutschland ist die Raumverhältnisse in Belgien und Nordfrankreich bedeutend enger begrenzt als bei uns. Die Kaninchenzucht ist nicht besser, nicht reichhaltiger und auch nicht so günstig zu haben. Durch die Einführung der allgemeinen Kaninchenzucht in angegebenem Sinne wird eine nicht zu überschätzende neue Wertquelle erschlossen.

Untoffiz. Jörger, Gren.-Regt. 119, 11. Kom.

Für die Schriftleitung und Anzeigen verantwortlich: Theodor Kirchhölzel in Hagenburg.